

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 6 (1930-1931)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Wenn ich Peter Kleinert doch einmal etwas Rechtes werde  
**Autor:** Keller, H.W.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1064831>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Wenn ich PETER KLEINERT

*doch einmal etwas  
Rechtes werde*

so tragen meine Schwestern sicherlich keine Schuld daran. Das ganze Verdienst wird meinem Bruder Paul zufallen, der um etwas jünger ist als ich selbst und auf den ich lange Zeit herabsah. Er war ein sehr schwächliches Bürschchen, so schwächlich, dass er in meiner Erinnerung erst siebenjährig auftaucht; vorher scheint er gar nicht existiert zu haben. An jenem Zeitpunkt jedoch drängte sich mir geradezu die Notwendigkeit auf, mich näher mit ihm zu befassen.

Ich war von der Schule heimgekehrt und machte mich daran, mein Briefmarkenalbum vorzunehmen, um einige eingetauschte Stücke einzukleben, als ich wie vom Schläge getroffen in die Knie sank und auf das

---

Von H. W. Keller

Illustriert von Hugo Laubi

---

Buch und seine Blätter starrte. Hier war ein regelrechter Raub geschehen. An Stelle der prächtigen südamerikanischen und afrikanischen, ostindischen und chinesischen Briefmarken gähnten mir schreckliche Löcher entgegen, denn der Räuber hatte sich nicht gescheut, mit den brutalsten Werkzeugen zu hantieren. Einzig auf einer Seite betrachteten mich schadenfroh die Fünfer-, Zehner- und Zwanzigermarken der Mutter Helvetia. Mit dieser ganz unangebrachten Schadenfreude suchten sie offensichtlich den Aerger darüber zu verdecken, dass sie verschmährt worden waren.

Diese zurückgelassenen Exemplare wurden dem Verbrecher zum Verhängnis, das heisst sie hätten sein Verhängnis werden können, wenn — doch davon später. — Solch ganz gewöhnliche, landläufige Briefmarken waren es nämlich, die Paul als einzigen Besitz, aber mit dem Bewusstsein, grosse Seltenheiten zu besitzen, in sein aus alten Schreibheften kunstvoll zusammengestelltes Album geklebt hatte. Ich stürzte zum Kasten, in welchem Pauls Spielsachen



verstaubt waren, riss ihn auf, griff nach dem verdächtig angeschwollenen blauen Heft und fand meinen Verdacht auf das schrecklichste bestätigt: In Zickzackreihen aneinandergefügt, einzelne Stücke da und dort zur Hälfte auf ihren Nachbarn liegend, an die sie sich in der Not anzuklammern schienen, wahllos durcheinandergeworfen — so fand ich meine geliebten und gehätschelten Serien wieder. Paul hatte das praktischste Verfahren angewendet, das es geben kann: er hatte die grossen Blätter von oben bis unten mit Leim bestrichen und dann, wie es sich gerade ergab, ein Stück an das andere gesetzt.

Ich holte mir das Bürschchen her. — Und nun beging ich einen grossen Fehler, der nur mit meinem verhängnisvollen Trieb zu übertriebener Anständigkeit und Gutmütigkeit zu erklären ist. Ich fragte meinen Bruder: «Hast du mir meine Briefmarken genommen?» (Man beachte, ich sagte nicht einmal: gestohlen.) Das war sicherlich ein Fehler. Ich hätte den Räuber einfach verprügeln sollen. Denn selbstverständlich sagte er nun: «Nein. Die waren ja immer da drin.» Wie seltsam, eine andere Antwort

zu erwarten! — Ich beging den weitem Fehler, ihn immer noch nicht zu verprügeln, sondern mich auf eine Diskussion einzulassen. «Nein,» sagte er noch-

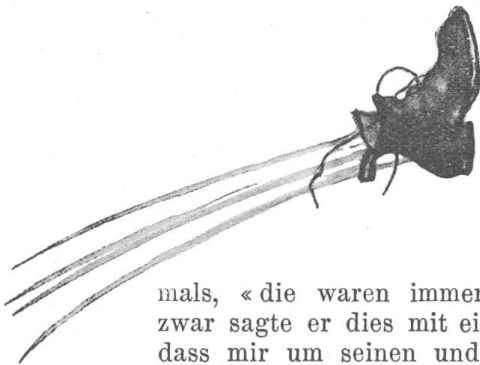
mals, «die waren immer da drin». Und zwar sagte er dies mit einer Ueberzeugung, dass mir um seinen und meinen Verstand angst und bange wurde. Ich bat ihn, doch wenigstens zuzugeben, dass er sie genommen habe, ich verlange ja gar nicht, dass er sie wieder zurückgebe, sie seien ja sowieso schon verdorben. Paul blieb bei seiner Behauptung und tat schliesslich gekränkt. Ich bat ihn beinahe auf den Knien, den Tatbestand, der ja offen daliege, doch endlich zuzugeben. Ich würde ja gerne annehmen, dass er es nicht in böser Absicht getan, dass er wahrscheinlich

*«Schliesslich flog ein Paar meiner Schwester an den Kopf...»*

gar nicht daran gedacht habe, damit ein Unrecht zu begehen. Paul rührte sich nicht.

Ich sagte kein Wort mehr und ging weg. Es war mir nicht möglich, noch irgend etwas in dieser traurigen Sache zu unternehmen. Sie war zu unglaublich. Mein Verstand reichte hier nicht aus.

Aber nun muss ich, um nicht vor der ganzen Welt als ein richtiggehender Idiot dazustehen, einige Erklärungen abgeben, die zu ihrem Gegenstand gewisse Eigenschaften meiner um ein Erkleckliches ältern Schwestern Betty und Emmy haben. Ich möchte sie jedoch nicht anklagen, denn sie haben selbstverständlich das Gute gewollt, wie man in solchen Fällen so schön sagt. Sie konnten keinen einzigen Augenblick ohne Arbeit sein. Nun ist dies gewiss kein schlechter Zug, wahrscheinlich gibt es noch schlechtere. Aber solch schaffige Leute machen sich manchmal Arbeit, wo gar keine ist. So kann



man mit einem gewissen Recht fragen, welchen Sinn es denn hat, sechs Paar Schuhe, die kein Mensch mehr anzieht und die irgendwo in einer Ecke stehen, jeden Samstag Nachmittag vorzunehmen und sie ihres Staubes und Schimmels zu entledigen. Solche Fragen stellt man sich dann besonders eindringlich, wenn diese Schuhe vor einem selber stehen. Aber dies war, wenn auch die unnötige, so doch harmlosere Seite des ganzen Schuhputzgeschäftes, das einen respektablen Teil meiner Jugenderinnerungen ausfüllt. Denn da waren noch weitere sechs Paare, die sich am Montag beispielsweise um die wiederum sechs Paare Sonntagschuhe verdoppelten. Diese Sonntagschuhe marschierten alsdann am darauffolgenden Samstag von neuem auf. Dann wurden sie noch einmal revidiert und auf ihren wirklichen Glanz hin kontrolliert. Bei den Ansprüchen der das Ressort Schuhe unter sich habenden Betty keine Kleinigkeit! Sie war ausserdem ungewöhnlich sparsam. Zu jenen Zeiten war die heute überall gebräuchliche Schuhcreme ein reiner Luxus. Man kaufte harte Schuhwiche in ovalen Holzschachteln und rührte sie mit Wasser an. Das gab dann einen dünnen Brei, den Betty auf das Leder auftrug, nachdem ich es vom Kot gereinigt (wir wohnten ausserhalb der Stadt) und das eine oder andere Paar von der Kontrolle refüsiert und nochmals neu in Angriff genommen worden war. Es hiess nun, auf den zwölf bis vierundzwanzig einzelnen Schuhen Hochglanz erzielen. Das war um so schwerer, je dünner die Brühe geraten war. Ich konnte es anstellen wie ich wollte — nie war es recht. Da fehlte noch ein Stückchen beim Absatz, dort war ich mit meinen büstenden Bemühungen nicht ganz bis zum Rande des Schaftes gelangt, hier hatte ich einen Schubbandel glänzend gerieben. Ich hatte kein Talent, ich war nicht genau, ich war dumm, einen blöderen Jungen fand man nirgends auf der Welt, ausserdem war ich faul wie kein zweiter, und man konnte Tagereisen machen, bis man wieder auf einen auch nur ähnlich geratenen Tölpel stiess. So Betty. Sie hatte von der Arbeit und vom Aerger einen feuerroten Kopf. Mir hingegen war es, als würde ein beissender Nordwind daherfahren, es prickelte und stach mich innen im Blut und aussen auf der Haut, die ganze Sache frass sich in mich herein wie eine Säure. Dann und wann machte ich einen schwachen Versuch, mich aufzulehnen. Aber

der Aufruhr wurde immer erfolgreich niedergeschlagen.

Dies war jedoch nur ein kleiner Teil meiner täglichen Arbeit. Da gab es noch manch andere Ressorts, die teilweise der noch ältern Emmy unterstanden: Erdäpfel schälen, Bohnen gräten, in einer ganz gewöhnlichen Schüssel und mit einer gewöhnlichen Kochkelle während mehrerer Stunden den Versuch unternehmen, Butter zu produzieren und vieles andere mehr. Und dann war diese mich anwidernde Mode mit dem Inlaid gekommen. Diese Abteilung hatte wiederum Betty zu leiten, wie sie übrigens alles unter sich hatte, was irgendwie glänzen musste: Messinghahnen, Messingknöpfe, Treppen und Geländer, Fensterscheiben, Gläser, Geschirr, Messer und Gabeln und schliesslich auch diese Inlaidböden.

Sie hatten wie ein Spiegel zu glänzen und dieser Aufgabe hatte ich mich hauptsächlich am Sonntagmorgen zu befleissen, bevor der Gang zur Kirche angetreten wurde. Ich will nicht weiter über dieses unerfreuliche Thema sprechen. Aber doch muss ich noch auf die Messer hinweisen, die mit Hilfe eines Korkzapfens und eines weisslichen Pulvers gegläntzt sein wollten, noch auf die Teller, unter denen Betty Jagd auf einige jämmerliche Tröpfchen Wasser machte, auf die Gabeln, denen man zwischen den Zinken so schwer zukommt, auf die Entstaubungsfrage, auf das Jätgeschäft, auf das Problem des Holztragens und Aufschichtens.

Beständig waren meine Schwestern hinter mir her. Sie hätten alles ganz allein tun können, so tüchtig und flink waren sie. Sie schienen aber ohne meine Hilfe schlechterdings nichts unternehmen zu können. Sie mussten immer wieder konstatieren, wie dumm ich war und wie man mich zu nichts brauchen konnte. Da war doch der Cousin Waldemar ein anderer Mensch, so freundlich, so höflich, nicht so bockig und steif wie ich, nicht so finster und verschlossen, ein frischer, netter Junge, der immer lernte und studierte und der es sicher noch einmal weit brachte. Was ich machte, war nichts, was andere taten, das war gut. Die Kameraden konnten mit mir anstellen, was ihnen gerade einfiel. Ich wurde höchstens bestraft, wenn ich anzudeuten wagte, dass mich dieser oder jener in den Kot geschmissen und verprügelt hatte. Was, dieser so nette Müller, dessen Vater auf der Post eine so schöne Anstellung hat und der seine Kinder

so gut erzieht? Der soll dies getan haben? Nein, das glaubte man mir nicht. Ich war es selber gewesen. Ich war es gewesen, der Streit gesucht hatte. Warte, wir wollen dir! — So meine Schwestern und leider auch die Eltern, denn letztere hüteten sich, eine eigene Meinung zu haben.

Doch kehren wir zu Paul zurück.

Eine Szene, die in unserm Estrich spielte, werde ich nie vergessen. Wir hatten uns in Jäger verwandelt, mit Hilfe von Tüchern, Stangen, Kisten und Klötzen eine Hütte errichtet und waren auf Beute ausgegangen. Die Scheiterhaufen stellten das Gebirge dar. Wir kletterten bis zum Dach hinauf, krochen in alle Ecken. — Paul kam mit leeren Händen zurück. Ich jedoch brachte ein wunderbar geformtes Holzstück heim. Wir setzten uns ans Lagerfeuer, das zwar nur in unserer Phantasie bestand, der jedoch durch etwas Holz und Stroh nachgeholfen wurde, und schilderten uns gegenseitig unsere Erlebnisse. Mein Stück Holz stellte in aller Bescheidenheit einen Hasen dar, den ich geschossen hatte. «Und was hast du geschossen?» fragte ich Paul. Er

hatte nichts geschossen, dafür aber einen Fang getan. Als er nach einem Adlerhorst stieg, um das Nest auszunehmen, stürzte er aus etwa 1000 Meter Höhe in einen reissenden Gebirgsbach ab und wurde zu einem tiefen See fortgeschwemmt, in welchen er untertauchte. Alsdann durchschwamm er einen unterirdischen Kanal und tauchte mitten in einer Tränke auf, die eine Herde Büffel umstanden. Mit gesenkten Köpfen er-

warteten sie ihn am Ufer. Er auf sie los, dem ersten besten auf den Rücken. Ha, wie der getan habe! Sich auf den Rücken geworfen, zwanzig Meter hoch in die Luft gesprungen, sich mit den Hörnern voll Verzweiflung tief in den Boden gegraben, sich dreimal überschlagen. Aber er, Paul, habe ihn bezwungen.

Nun war es ja nicht das erstmal, dass wir dieses Spiel trieben. Ich war bereits daran gewöhnt, die unbedeutendere Rolle zugewiesen zu bekommen. Aber dies schien mir doch die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten. Aergerlich fragte ich den Helden: «Bitte, wo hast du denn diesen fabelhaften Büffel? Zeig ihn einmal!» — Paul betrachtete mich mit verächtlichen Blicken und zog nun unter ungeheurer Vorsicht einen währschaftigen Strick aus der Tasche, an dessen Ende eine kleine Fadenspule befestigt war, die sofort die tollsten Sprünge machte. Mit einem kalten Gesicht, wie es die Cowboy in den Filmen haben, sprang Paul auf, biss sich vor Anstrengung auf die Lippen und hielt den Strick mit beiden Händen. Er ging



*Ich fragte meinen Bruder: «Hast du meine Briefmarken genommen...»*

vorsichtig um die Spule herum, als ob Lebensgefahr vorhanden wäre und rief mir zu, auf die Seite zu gehen, man könne nie wissen, vielleicht halte der Strick doch nicht ganz. Dabei verstand er es, durch geschickte Bewegungen und phantasiereiche Sprünge den Eindruck zu erwecken, als ob dieser Büffel sich wirklich von sich aus bewegte. Schliesslich band er das Ding an einen Pfosten, blieb noch eine Weile stehen, um zu sehen,

ob man dem Biest wirklich trauen könne, ging noch einmal näher hin, um den Knoten nachzuprüfen und setzte sich schliesslich zu mir.

Diesmal blieb mir nichts anderes mehr übrig, als mich auf ihn zu stürzen. Wir absolvierten einen längeren Ringkampf, ohne auch nur einen Laut von uns zu geben, bis die Mutter heraufgekeucht kam. Das tat sie immer, wenn alles still wurde. Dann, wusste sie, war etwas nicht in Ordnung.

Die Mutter sorgte sich sehr um den bleichen Paul. Der Hausarzt erklärte sich kopfschüttelnd bereit, ihn zu untersuchen. «Kerngesund,» meinte er, «gute Rasse. Man sieht, Sie kommen vom Land.» Aber die Mutter hielt den Armen, er war eben der Jüngste, trotz allem für schwach und krank. Paul hütete sich, ihr diesen Glauben zu nehmen. Er merkte, dass die Zeit herankam, wo er mich in den verschiedenen Pflichten des Haushalts ablösen musste. Dann und wann waren bereits die ersten Versuche mit ihm angestellt worden. Aber er bekam Rückenschmerzen, wenn er sich bei der Arbeit bücken musste. Da es jedoch noch andere Arbeiten gab, die weniger anstrengend, aber ebenso langweilig waren, wie es die Arbeit überhaupt ist, so stellte sich nun plötzlich heraus, dass er nicht nur am Körper, sondern nicht zuletzt im Geiste schwach war. Er konnte nämlich nicht schön schreiben. Es war immer ganz leidlich gegangen. Aber nun wollte es nicht mehr gehen. Bekanntlich galt bis vor kurzem, ja sogar heute noch, das Schönschreiben als Sache der Intelligenz. Paul hatte sich daher in seiner freien Zeit im Schreiben zu üben. Ich schaute vergeblich nach dem Nachfolger aus, der in meine Fußstapfen treten sollte — Paul musste üben. Die Schrift wurde zwar davon nicht schöner. Mein Bruder hütete sich, zu schnelle Fortschritte zu machen. Nach und nach erfand er, je nachdem gerade Gefahr drohte, neue Mängel. Es zeigte sich, dass er, dieser ausgerechnete Kerl, nicht rechnen konnte. Er verstand auch nicht gerade viel von der Grammatik. Je mehr ich reklamierte und protestierte, desto schlechter wurde der Schüler Paul Kleinert. Er sass in der Stube und tat, als ob er lernte und übte. Zwischenhinein schaute er jedoch mit einem geradezu blöden Blick stundenlang durchs Fenster. Er schlief auch, wenn ihn dazu die Lust packte, legte den Kopf auf die Arme und einzig seine Ohren waren in Tätigkeit, um den Schritt des Vaters oder einer der

Schwestern nicht zu überhören. Er war ein Faulpelz, wie man ihn nicht gerade wieder findet. Ich selbst hatte ihm längst das passende Liedlein gesungen:

Tückisch, boshaft, frech und faul

War von jeher schon der Paul; usw.

Bis zum Tage meiner Konfirmation dauerte das Martyrium. Dann trat ich in die Lehre und meine lieben Schwestern mussten mich, wenn auch mit schwerem Herzen, freigeben. Und nun wollten sie sich an Paul halten. Ich lächelte voller Schadenfreude. Aber bald tat ich es nicht mehr. Ich fiel von einer Verwunderung in die andere und schliesslich war ich schlechterdings bestürzt. Schon das erste Mal, als Paul unter der bewussten Leitung, deren Energie mich bezwungen hatte, Schuhe putzte, und ein Paar refusierte bekam, warf er sie hin: «Bitte, mach doch das selber, wenn du es besser kannst!» und ging weg. Man holte ihn. Er schien nachgeben zu wollen. Er weigerte sich jedoch, vor den Schuhen stehend, solche zu glänzen, die nur mit Wasser angestrichen waren. Schliesslich flog ein Paar meiner Schwester an den Kopf. Er putzte keine Schuhe mehr, er tat überhaupt keinen Streich mehr, obwohl man dies nicht so ohne weiteres sagen kann, denn er hatte schon vorher nichts getan. Das ist keine Arbeit für einen Mann. In ihrer Naivität wollte ihn die Schwester übers Knie nehmen, sie sah bald die Nutzlosigkeit dieses Unternehmens ein. Die Aeltere kam zu Hilfe, aber auch beide zusammen waren nicht kräftig genug, um den kränklichen Paul zu bezwingen. Man wartete auf die Heimkehr des Vaters und des ältesten Bruders. Die Sache ging von neuem los. Man holte Paul aus dem Bett. Der Vater stand mit dem Teppichklopfer bereit, er musste eingreifen, seine Töchter sagten ihm, was er zu tun hatte. Er griff dann auch richtig an, der Bruder kam ihm bald zu Hilfe und schliesslich kam noch der Flankenangriff der Schwestern. Nie hatte es einen zäheren, traurigeren und zugleich lächerlicheren Kampf gegeben. Paul zeigte nicht die geringste Scheu, in diesem Kampf alle seine Griffe und Kniffe anzuwenden, die er auf der Gasse gelernt hatte. Er schrie Schimpfworte, biss, kratzte, stiess die Peiniger in den Bauch, wand sich wie ein Aal und probierte so ziemlich alles, was bei einem richtigen Ringkampf verboten ist. Das war ein «Catch-as-catch-can» (Greif-was-du-kannst), wie er im Buche steht. Die paar Schläge,

die man ihm mit Mühe und Not verabfolgen konnte, reizten ihn noch zu grösserem Widerstand. Alle liessen schliesslich erschöpft von ihm ab. Paul stand auf, ging in unser Zimmer, wo ich, angeekelt von der Szene mich in die Kissen vergraben hatte, schob den Riegel vor (obwohl das verboten war), klei-



« Der Vater stand mit dem Teppichklopfer bereit . . . »

dete sich an und kletterte durch das Fenster. Er war damals dreizehn Jahre alt. Es war Vorfrühling. Draussen tobten die Stürme. Das hielt ihn nicht zurück. Man fand ihn erst drei Wochen später in dem Gehöft eines armen, als gemeiner und zerlumpter Mensch gemiedenen Bauern.

Man hatte nicht geglaubt, den Kleinen lebend wiederzufinden. Er wurde fortan nicht mehr geschlagen. Aber Paul wurde durch den rührenden Empfang, der ihm, dem Totgeglaubten bereitet wurde, nicht im geringsten gerührt. Er tat weniger als je. Er lernte auch nicht mehr als gerade notwendig war. Doch kamen seine Fähigkeiten langsam wieder zum Vorschein. Die Schwestern verloren ihr Ansehen. Vater und Mutter richteten sich auf und liessen sich von ihren Töchtern nichts mehr bieten. Nach einigen Jahren

war Paul ein selbständiger Mensch geworden. Er verdiente sich sein Brot bereits selber.

Ich aber — nein, ich will nicht von mir reden. Meine Geschichte ist zu traurig. Ich will nicht schildern, mit welchem Hohn die Welt mich empfing, mich, der ich nicht gewohnt war, eine eigene Meinung zu haben, mich, der ich immer nachgab, immer den andern half, nie an mich selber dachte — wohlgermerkt nicht aus Güte, nur aus Gewohnheit — wie ich schuftete und dachte, dass ich vorwärts-

kommen werde und wie ich erfuhr, dass man von mir sagte: Was will denn dieser blöde Kerl!

Lange merkte ich nicht, was da fehlte. Ich werde mich nun aber auf die Hinterbeine stellen. Wenn mir mein Plan gelingt, wenn es mir gelingt hart zu sein, wenn ich doch noch einmal etwas Rechtes werde, so verdanke ich es meinem ehemals schwächlichen und kränklichen Bruder Paul.